



# ern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2.50 S., Deutschland 2. Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengő, Tschechoslowakei 12 Kč., Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papsst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbten von Brinn, Gratz, Leitmeritz, Pils, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 12

Dezember 1932.

XXXV. Jahrgang.

## Kommunistische Antriebe unter den Eingeborenen Südafrikas.

Die Versuche von kommunistischer Seite, die Eingeborenen Südafrikas zu beeinflussen, reichen bis zum Jahre 1919 zurück. Daß der gesunde Menschenverstand der Bantu am Bolschewisten-Evangelium keinen Gefallen fand, zeigte sich bei einem Aufstand in Johannesburg im Jahre 1922. Tausende von Weißen versuchten unter kommunistischem Einfluß sich der Stadt zu bemächtigen und daselbst eine Sowjetregierung einzurichten; aber im Nu war die Revolution unterdrückt. Die Rebellen hatten stark auf die Mithilfe der eingeborenen Arbeiter spekuliert. In der Tat war für diese die Versuchung groß. Hatten sie doch mancherlei Beschwerden, und jetzt wäre eine Gelegenheit gewesen, Rache zu nehmen und die wohlhabende Stadt zu plündern. Aber die 200.000 Bantu hielten sich so wunderbar, daß General Smuts nach der Unterdrückung des Aufstandes nicht umhinkonnte, öffentlich zu erklären, die Farbigen hätten den Weißen ein Beispiel gegeben. Im April 1927 kam Josiah T. Gumede, ein Eingeborener aus Natal und zugleich hervorragender Führer und Präsident des Eingeborenenkongresses in Natal, von einer Kommunistenkonferenz in Brüssel zurück. Er und ein weißer Kommunist mußten in einer Ein-

geborenenversammlung zu Kapstadt zu berichten, die Kommunisten seien die wahren Freunde aller unterdrückten Völker. Das einzige Land, wo wahre Freiheit herrsche, sei Rußland. So hätte die Kommunistenpartei die Absicht, das afrikanische Volk über den Geist der Freiheit aufzuklären. Gleichzeitig erhielten die Eingeborenen-Lehrer aus Paris eine Flugschrift zugesandt, die sie aufforderte, jede Spur eines Gottesglaubens aus den Herzen der Kinder zu reißen.

1928 reiste Gumede neuerdings auf eine Kommunistenkonferenz, die diesmal in Frankreich von der „Liga gegen den Imperialismus und für nationale Unabhängigkeit“, einem Zweigverein der Dritten Internationalen, veranstaltet wurde. Als Delegat des Eingeborenenkongresses schloß Gumede diese politische Vereinigung an die genannte Liga an, ohne im geringsten dazu beauftragt zu sein. Von Frankreich aus folgte Gumede einer Einladung nach Moskau, wo ihm die Herrlichkeiten des Sowjetparadieses gezeigt wurden.

Bei seiner Rückkehr nach Natal erzählte er den Eingeborenen, die Kommunisten würden Südafrika in ein „Neues Jerusalem“ umwandeln, wie es bereits in Rußland blühe.

Am 17. Juni 1929 gab es einen erst-

haften Zusammenstoß in Durban. Ein Europäer und 5 Einheimische wurden getötet; 20 Europäer, 83 Eingeborene, 2 Jüder und 3 Farbige wurden verletzt. Offenbar war hier die kommunistische Propaganda am Werk. Eine Untersuchung erbrachte den schlüssigen Beweis dafür, daß die F. C. U. (Industrial and Commercial Workers Union) von Natal, eine Eingeborenenorganisation, Werkzeug in der Hand der Kommunisten war. Der blutige Kampf brach aus als erste Frucht des Moskauer Planes, das Sowjetevangelium unter den südafrikanischen Eingeborenen zu verbreiten.

Für mehrere Jahre konnte jetzt ein Weißer, der Jurist Sydney Bunting, als Hauptapostel des Kommunismus in Südafrika gelten. Er hatte den speziellen Auftrag von Moskau, die rote Flagge in der Union zu hissen, die Eingeborenen zum Sturz der Regierung und zur Zerstörung aller Ordnung aufzuwiegeln.

Er bearbeitete eifrig auf Reisen die Eingeborenengebiete und predigte die Heilsbotschaft des Kommunismus; doch ohne Eindruck bei den Eingeborenen zu machen. Sein Mißerfolg bestimmte ihn und eine Reihe anderer hervorragender Parteimitglieder zum Austritt. Die Kommunisten sprachen von ihrem Ausschluß aus der Partei.

Mit gesundem Sinn erkannten die Eingeborenen den unheilvollen Charakter der kommunistischen Ideen; sie wollten unter keinen Umständen in das für sie ausgespannte Netz gehen. Der jährlichen Einladung der Kommunisten am Dingaans Tag (16. Dezember), die Instinkte geselloser Massen aufzupeitschen, begegnete man mit beharrlicher Mißachtung, wenn man absieht von ein paar Individuen, die als Ausgestoßene der anständigen Gesellschaft oder als reichlich jugendliche Abenteuerlustige zu betrachten waren.

Es bleibt das Verdienst der katholischen Presse, vor allem der katholischen Eingeborenenzeitung „Am-Afrika“, schon bei Beginn der kommunistischen Umtriebe 1924 einen Gegenfeldzug eingeleitet und die bolschewistischen Trugschlüsse aufgezeigt zu haben. Die Enthüllungen dieser Presse über die Verbindung einiger südafrikanischer Organisationen mit den Kommunisten in Rußland erregten bald Verdacht bei denkenden Eingeborenen. Wenn der Herausgeber der katholischen Zeitung einige Drohbriefe von gewissen Eingeborenenführern erhielt, so empfing er dafür um so mehr Dankesbriefe von gebildeten Eingeborenen für die guten Dienste, die er der Eingeborenen Sache durch seine Warnungen vor den Gefahren der kommunistischen Agitation geleistet hat.

(Fides-Korrespondenz.)

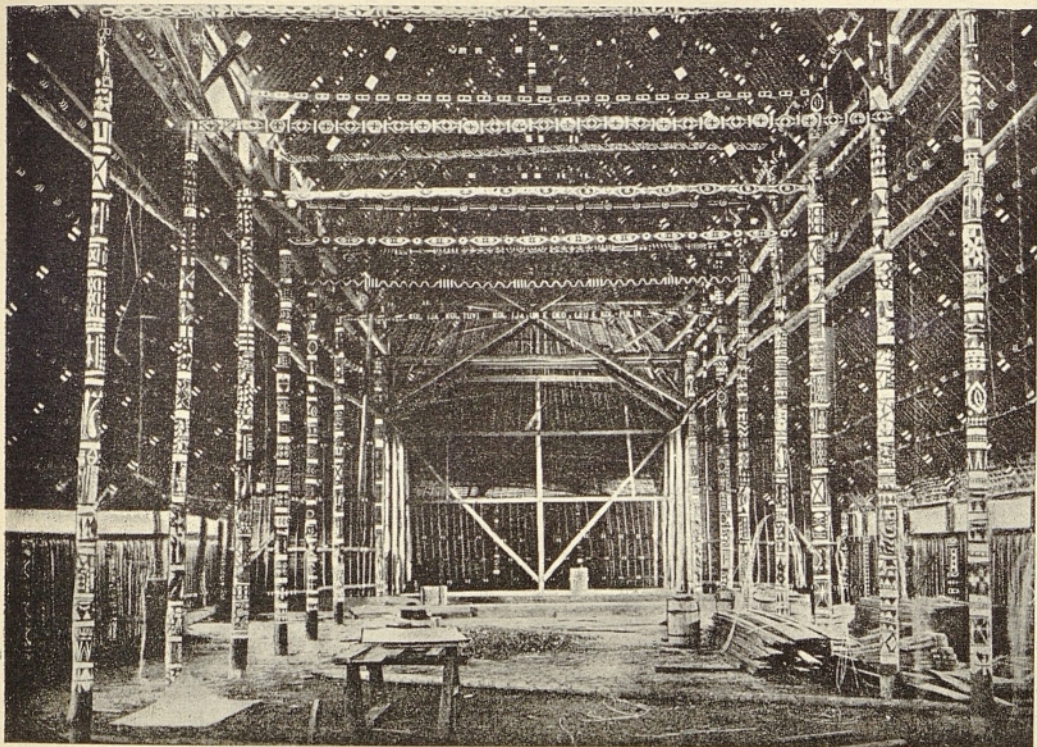
## Der Missionskongreß in Mariazell.

In Verbindung mit der Missionsausstellung in Mariazell wurde vom 11. bis 13. September der dritte missionswissenschaftliche Kongreß katholischer Pädagogen abgehalten. Es nahmen daran teil Fürstbischof Dr. Pawlikowski aus Graz, die Bischöfe Dr. Seydl aus Wien und Dr. Beyer aus Gran, der Apostolische Präfekt von Mitigata in Japan Mgr. Karl Ceska sowie eine große Anzahl von Äbten, Prälaten und führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete des Erziehungswesens. An 300 Lehrpersonen aus allen österreichischen Bundesländern und den Nachbarstaaten hatten sich eingefunden.

In der Eröffnungsrede verwies der Vorsitzende auf die Gründung des Weltverbandes katholischer Pädagogen, der 200.000

Mitglieder zähle und es sich unter anderem auch zur Aufgabe gesetzt habe, die Missionsbewegung unter der Lehrerschaft zu fördern. Das Ergebnis der verschiedenen Reden und Aussprachen, die gehalten wurden, gipfelte in dem Beschlusse, Missionsreferenten für die einzelnen österreichischen Bundesvereine zu bestellen, in Abständen von etwa zwei Jahren Missionstagungen zu veranstalten und in unmittelbare Fühlung mit den Lehrkräften der Missionsländer zu treten.

Die Bedeutung des Missionsgedankens für den katholischen Priester umriß Kanonikus Handloß, indem er ausführte: Der Missionsgedanke ist der Schlüssel zum Verständnis des Werdens und Wachsens der Weltkirche; er drängt zum Seeleneifer, flößt



Eingeborenenkirche im Vikariat Rabaul, Südsee. (Fides.)

Mut und Vertrauen für die eigene Seel-  
sorgearbeit ein, erzieht zur Selbstlosigkeit  
und mehrt das Verständnis für die neuzeit-  
lichen Aufgaben der Seelsorge. Die folgen-  
den Referate umfaßten nicht nur das eigent-  
liche missionarische Betätigungsfeld, das  
religiöse Gebiet, sondern erstreckten sich auch  
auf alle das Apostolat in der Gegenwart be-  
rührenden, teils hemmenden, teils fördern-  
den Verhältnisse und Umstände. Von beson-  
derer Wichtigkeit war die Behandlung jener  
Fragen, die die planmäßige und möglichst  
vielseitige Unterstützung des Missionswerkes  
seitens der Heimatkirche betreffen. Da der  
Inhalt der Vorträge aus der Tagespresse  
bekanntgeworden ist, so genügt es hier, auf  
die praktischen Entschlüsse hinzuweisen,  
die gefaßt wurden.

Vor allem soll durch die Gründung eines  
katholischen pädagogischen Institutes in  
Wien und die Schaffung eines Lehrstuhles  
für Missionswissenschaft an der Wiener Uni-  
versität das Missionsinteresse in Österreich

eine wirksame und dauernde Belebung er-  
fahren und die geistige Mitarbeit an den  
gewaltigen Missionsproblemen der Gegen-  
wart gesichert werden. Für Theologen,  
Laienakademiker und Lehrer will man mis-  
sionswissenschaftliche Zirkel oder Arbeits-  
gemeinschaften ins Leben rufen, deren Auf-  
gabe es ist, das Missionsverständnis und  
einen ernstern Missionswillen im Volke zu  
nähren. Presse, Rundfunk und Film sollen  
die Pflege der Missionsidee in den Kreis  
ihrer Aufgaben einbeziehen, damit die  
Öffentlichkeit den Missionsfragen erhöhte  
Aufmerksamkeit schenke und deren Bedeu-  
tung tiefer erfasse. Alle religiösen, kultu-  
rellen und organisatorischen Kräfte des  
Abendlandes müssen in den Dienst der Mis-  
sion gestellt werden, damit die Entscheidung,  
namentlich im Fernen Osten, im Geiste  
Christi erfolge und ein Segen für die ganze  
Welt werde. Der Kongreß erwartet vor  
allem vom Klerus weitgehende Unter-  
stützung des Missionsgedankens.

Die Ausstellung wurde von rund 22.000 Personen besucht. Seit Beendigung des Weltkrieges hat Österreich 231 Priester, 74 Brüder und 184 Schwestern in die Missionsländer entsandt. Werden die Anregungen

des Mariazeller Kongresses in die Tat umgesetzt, so wird der österreichische Anteil an den Missionsleistungen der Kirche schon in nächster Zukunft eine sehr erhebliche Steigerung erfahren.

## Aus dem Missionsleben.

**Das Herz nicht am rechten Fleck.** Kamem da eines Tages zwei heidnische Frauen zur Missionsstation und baten die Krankenschwester um Medizin für ein drei Wochen altes Kind. Natürlich mußte man zuerst wissen, was dem kleinen Erdenbürger eigentlich fehle. Das aber verrät der Neger nicht ohne weiteres. Es heißt also fragen und immer wieder fragen, bis man allmählich klug wird. Und das tat auch die Krankenschwester mit vielem Eifer. Stets erhielt sie die Antwort:

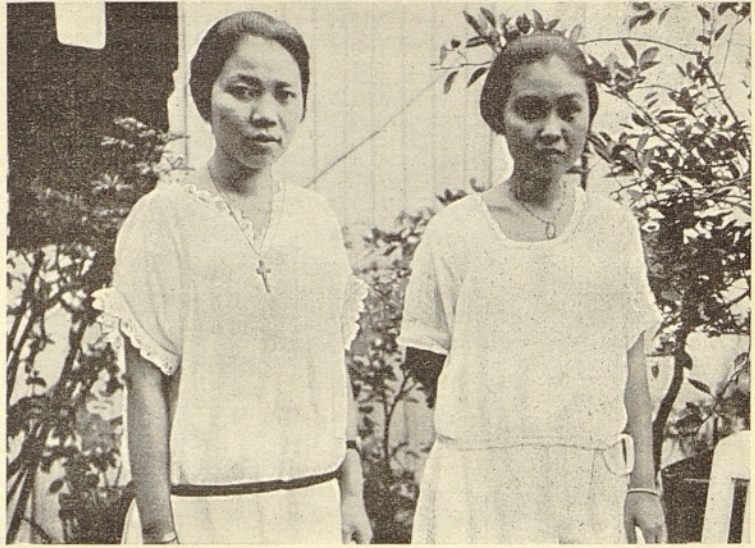
„Nein, das ist es nicht.“ Schließlich blieb ihr nur noch die eine Frage: „Ja, was kann dann dem Kind noch fehlen?“ Da kam es endlich heraus: „Sein Herz ist nicht am rechten Fleck.“ — Nur schwer konnte die Schwester das Lachen unterdrücken; doch sie mußte ernst bleiben, um nicht zu beleidigen. „Woher wißt Ihr denn“, fragte sie weiter, „daß das Herz des Kindes nicht am rechten Fleck sitzt?“ — „Der Kafferdoktor hat es gesagt“, lautete die Antwort. „Aber woher



Die Hoffnung der Kirche in Neu-Britannien.

Die kleinen Südpazifik-Inulaner aus dem Bistum Rabaul werden durch die Missionschwestern zu brauchbaren Menschen und wackeren Katholiken herangebildet. Aus einer der Büchsen — links vom Beschauer — ist zu lesen: Kühl und trocken aufzubewahren! Trocken ja, aber die Kühle muß man suchen dort in der Südsee! Letzten Sommer waren sie in Rabaul so mit Trockenheit gesegnet, daß die Regierung das Trinkwasser gleich von Sydney-Australien, also 8 Tage weit zu Schiff, herbeischaffen mußte. Die Herz-Jesu-Schwestern von Hiltrup-Westfalen sind dort hauptsächlich tätig in Verbindung mit einheimischen Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis. (Fides.)

Einheimische Mädchen aus  
Padang, Südsee.



(Sides.)

weiß denn der Kafferdoktor, daß das Herz des Kindes nicht am rechten Fleck ist?" forschte die Schwester weiter. „Er hat eine Henne geschlachtet“, gaben die Befragten zurück, „und das Innere wie Äußere der Henne genau untersucht. Daraus hat er erkannt, daß das Herz des Kindleins nicht am rechten Fleck ist, daß es daher eine Medizin braucht, die sein Herz dorthin bringt, wohin es naturgemäß gehört.“ Was sollte die Schwester nun tun, um die beiden Frauen von ihrer abergläubischen Furcht zu befreien? Sie holte ihren Hörapparat, legte ihn an und ließ auch die Bittstellerinnen selbst die Herzschläge des Kindes abhören. So überzeugten sie sich, daß der Zauberer sie betrogen hatte, als er das Kind für krank erklärte. Jetzt weißt du, werter Leser, was du tun mußt, wenn es dir etwa am Herzen fehlt. Schlachte eine Henne, studiere ihr Inneres und Äußeres ganz genau, und du wirst des Rätsels Lösung finden. Oder noch besser: Schlachte die Henne und isz sie auf! Dann ist dein Herz gewiß am rechten Fleck und du wirst dich wohler fühlen! P. Johann Kiegler.

**Eine Bitte für den Himmel.** Bei der letzten österlichen Tauf- und Kommunionfeier hier in Barberton bemerkte ich, daß ein größeres Mädchen weinte. Warum wohl? War es bloß die innere Ergriffenheit über das ihr zuteil gewordene Glück oder drückte sie

ein schweres Leid? Auch nach dem Gottesdienste zeigte sie eine gewisse Traurigkeit. Dennoch unterließ ich es, sie nach der Ursache ihrer Tränen zu fragen. Als ich am folgenden Tage nach der heiligen Messe aus der Kirche trat, stand Maria, so hieß das Mädchen, vor der Türe und weinte von neuem. Nun enthüllte sie mir den Grund ihres Kummers. Sie hatte eine jüngere Schwester, Letty mit Namen, die ebenfalls am Tage zuvor die heilige Taufe und Kommunion hätte empfangen sollen, aber wegen einer sie plötzlich befallenden Krankheit daran verhindert worden war. Eben hatte man sie in das Spital gebracht, denn ihr Zustand hatte sich derart verschlimmert, daß man ihren baldigen Tod befürchten mußte. Das hatte Maria schon am Vortage bei ihrer Taufe geahnt und deshalb so heftig geweint. Die Neger lieben einander sehr; und zwar nicht nur ihre nächsten Verwandten, sondern auch alle ihre Freunde und Bekannten. Hierin könnten sie oft den zivilisierten Weißen ein Vorbild sein. — Auf Marias Mitteilung hin eilte ich sofort ins Spital und fand Letty in äußerster Lebensgefahr. Ich bereitete sie auf den Empfang der heiligen Taufe und der ersten heiligen Kommunion vor und tröstete die Mutter, die neben dem Bette ihrer mit dem Tode ringenden Tochter kniete. Dann taufte ich Letty und gab ihr den Namen Anna. Es war der glücklichste

Augenblick ihres Lebens. Kaum erblüht, verwelkte diese Lilie, ehe eine Stunde verstrichen war. Sie verwelkte für unsere Sinne, unsere Erde. Um so schöner und herrlicher aber be-

gann sie im Himmel zu blühen. Dafür zeugt der heilsame Einfluß, den ihr seliges Sterben auf ihre Hinterbliebenen ausübt. Vater Bernhard Zorn.

## Meine Erlebnisse am Hofe des Schillukönigs Fadiet.

Von P. Jsidor Stang, F. S. C.

(4. Fortsetzung.)

Anfangs Juli mußte ich einen Kranken im Distrikt Duom besuchen. Bei dieser Gelegenheit warnten mich meine Begleiter vor



Lama von Tibet in Darjeeling, Nordindien.

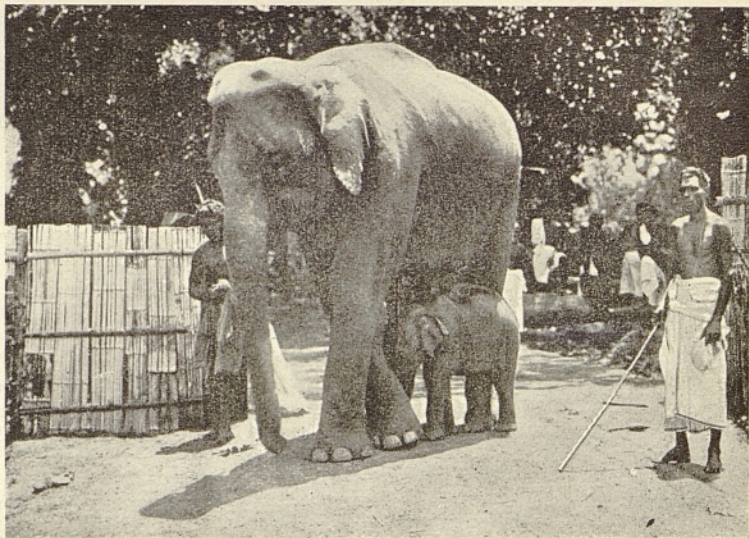
Lamas heißen die buddhistischen Mönche aus dem uns verschlossenen Gebiet von Tibet. 50 Millionen Menschen leben dort ohne Missionäre. Es ist also nicht richtig, zu sagen, die Glaubensboten würden jeden Erdewinkel bearbeiten. Zu Kalimpong, wenige Stunden von Darjeeling entfernt, an der indisch-tibetanischen Grenze schaut ein Missionär, Mons. Douenel, seit Jahren schneefüchtig aus nach einem Weg in dies verbotene Land.

(Fides.)

dem Stiere des Königs; denn nach Landes- sitte war das gefährliche Tier nicht ange- bunden, sondern lief frei in der Gegend herum zum Schrecken vieler, besonders der Frauen und Kinder. Kein Schilluk wagte es, sich der Bestie zu nahen und ihr einmal einen ordentlichen Denkkettel zu geben. Als mir nun auf dem Wege das Tier in die Quere kam, stieg ich vom Esel und schlug es mit der Nilpferdpeitsche so kräftig über den Kopf und besonders über die Nase, daß es sich umdrehte und sein Heil in der Flucht suchte. Schnell schwang ich mich wieder auf mein Reittier, ritt im Galopp dem gesürch- teten Wegelagerer nach und ließ die Peitsche auf sein zottiges Fell sausen, bis er fast nicht mehr laufen konnte. Meine Begleiter und die Leute der naheliegenden Dörfer konn- ten sich vor Lachen fast nicht mehr halten und riefen mir scherzend zu: „Abuna, du bist der größte Ohnenbezwinger, den je die- ses Land des Nilang gesehen hat. Hoffent- lich aber wird dich der Königssoch nicht verhezen und bei seinem hohen Herrn ver- klagen.“ Oh, die armen Leute, was mögen sie seit Jahren schon für Unheil und Wun- den erlitten haben! Am selben Tage noch schickte ich dem Könige fünf frischgeschossene Kronentraniche und ließ ihm sagen, sein un- ruhiger Stier sei Schuld daran, daß es keine zehn seien, und deshalb hätte ich ihm das Fell so verprügelt, daß er wohl in Zukunft sich manierlicher benehmen und mir, dem Abuna, nicht mehr so leicht zu Gesicht kom- men werde. Der König soll nach dem Be- richte von Augenzeugen darüber recht herz- lich gelacht und gefragt haben, der Vater habe nicht nur eine weiße Haut, sondern auch einen hellen Kopf, und der Stier habe endlich den richtigen Mann gefunden, der ihm seine Wildheit abgewöhnt und seinen

## Indische Elefanten.

In Indien werden die Elefanten oft zur Arbeit abgerichtet und auch als Reittiere benützt. Weiße Elefanten genießen in Siam religiöse Verehrung.



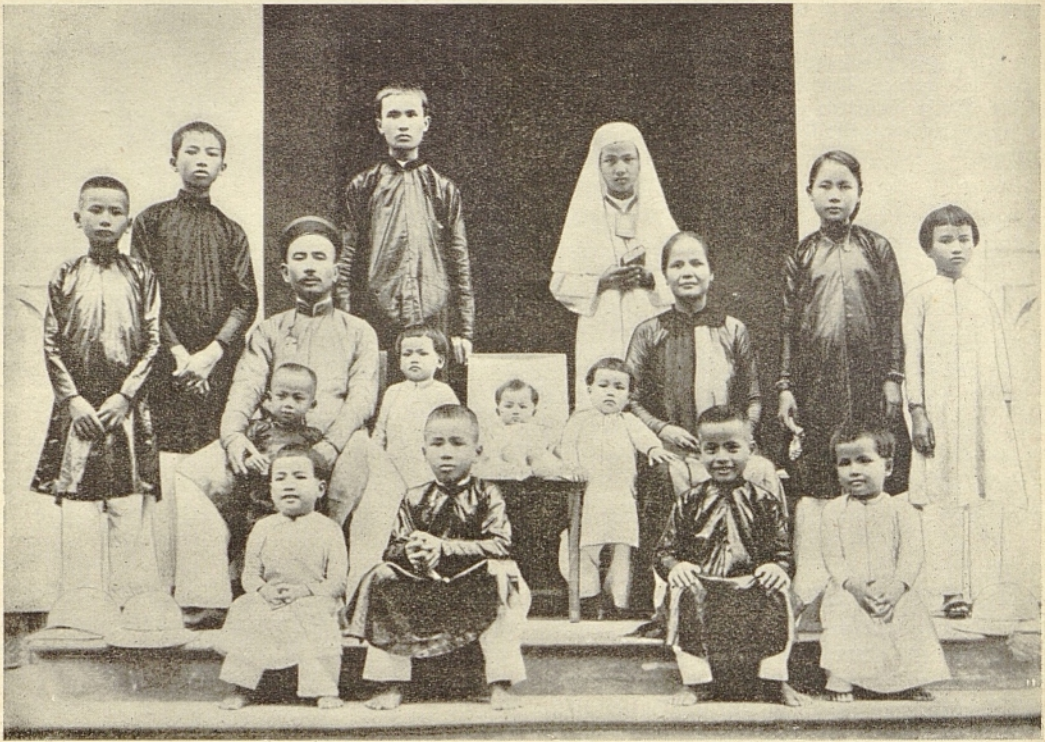
(Fides.)

Stolz gedämpft habe. Jedenfalls hat mir für diesen Streich seine schillukische Majestät niemals etwas nachgetragen, sondern im Gegenteil einen großen Respekt vor meinen Kenntnissen in der Viehzucht bekommen. Der königliche Stier aber habe es, erzählten mir die Leute, von diesem Tage an nicht mehr gewagt, die Wanderer hinterlistig anzufallen und zu verletzen. Noch nach Monaten mußte ich bei einer Audienz eine Anspielung des Königs diesbezüglich hören, indem er mir lachend die Hand beim Abschied drückte und sagte: „Abuna, deine Hand ist fürchtbar stark, dir kann nicht einmal der stärkste Stier widerstehen.“

Auch dem Neffen des Königs, Akuotsch, habe ich einmal einen Streich gespielt. Derselbe war sehr habgierig und ein Nimmer satt. Es fiel ihm bei einem Besuch bei mir eines Tages ein, mich um ein Gläschen Arrak, das heißt Branntwein, zu bitten. Die Sache war mir natürlich sehr unangenehm; denn die Sudanregierung hatte ein strenges Gebot erlassen, ja den Negern keinen Tropfen Branntwein zu geben. Da kam mir auf einmal der richtige Gedanke in den Sinn. Ich brachte ein Gläschen starken griechischen Wein herbei, rührte mit dem Löffel darin herum und ließ heimlich eine kleine Portion Chinin hineinfallen (statt Zucker); nachdem ich selber nach der Landesitte einen kleinen Schluck dieser bitteren Mischung ver-

jucht hatte, reichte ich Akuotsch das Glas. Er nahm es geschwind, setzte es an seinen gierigen Mund und trank es mit einem einzigen Zug aus. Was aber dann folgte, ist kaum zu beschreiben. Er pustete und hustete ganz entsetzlich und meinte, ein solches Teufelswasser hätte er noch nie in seinem Leben getrunken. Doch beruhigte ich den armen Helden bald wieder, indem ich ihm einen Brocken Zucker in den Mund stopfte, der den bitteren Geschmack des angeblichen Branntweins wieder ausglich. Jedenfalls hatte ich von dieser Zeit an nicht mehr zu befürchten, daß der Gesandte des Schillukönigs mich wieder mit der Bitte belästigen werde, ihm ein Gläschen Arrak zu verabreichen.

Wie ich später erfuhr, hatten der König Fadiet wie auch sein Vorgänger, König Kur, eine große Leidenschaft für Branntwein. Trotz des Verbotes der Regierung scheinen die griechischen Spirituosenhändler im nahen Kodok ihnen diesen Stoff geliefert zu haben. Natürlich mußte der König eine Flasche Branntwein sehr teuer bezahlen, meistens mit Elfenbein; denn das wußten diese schlauen Griechen gar wohl, daß von jedem erlegten Elefanten immer die Stoßzähne nach Landesgesetz dem König zu eigen waren und ihm alsbald abgeliefert werden mußten. So verlangten sie als Zahlung von ihm gewöhnlich nur Elfenbein, dessen Wert



Eine zahlreiche Familie in Hue (Annam).

Unter jedem Himmelsstrich, wo der Glaube blüht, blühen auch kinderreiche Familien. Der Vater unserer Familie ist der Sohn eines bekehrten Bonzen und Urentel des berühmten Minh-Mang, der als Kaiser von Tonkin die Christen verfolgte. Die Mutter hatte zwei Schwestern, die Ordensfrauen wurden; eine davon war Oberin eines Klosters von annamitischen Schwestern. Von den 14 Kindern studieren 2 Söhne im Seminar von Hue, eine Tochter macht ihr Noviziat bei den „Töchtern der Unbefleckten Empfängnis“. (Fides.)

natürlich nur sie selbst richtig zu schätzen mußten. Selbstverständlich waren die mohammedanischen Beamten von den griechischen Kaufleuten meist bestochen worden, damit

die englische Regierung in Khartum von dem unlauteren Geschäft nichts erfahre.

(Schluß des ersten Teiles.)

## Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

**16. Eine furchtbare Geißel.** Die überlange Abwesenheit Combonis von der Mission hatte dank des regen Briefverkehrs, den er mit seinen Missionären unterhielt, den Fortgang der apostolischen Unternehmungen nicht allzu stark gehemmt. Die Nubastation Delen war wieder eröffnet und die Negerkolonie Malbes angelegt worden. Eine Anzahl der in der El Obeid erzogenen und getauften Neger und Negerinnen hatte sich verheiratet und Familien gegründet. Um ihnen

nun sowohl den Lebensunterhalt zu sichern, als auch um sie vor dem verderblichen mohammedanischen Einfluß zu bewahren, faßte man den Plan, ein eigenes christliches Negerdorf anzulegen. Zu diesem Zwecke erwarben die Missionäre von der Regierung den einige Stunden von El Obeid liegenden Talgrund Malbes und erbauten daselbst eine Reihe von Hütten. Jede Familie erhielt ein Stück Land zugewiesen. Den nicht selbst benötigten Ernteertrag sollten sie in der Stadt ver-



kaufen. Auch eine Kapelle und ein Haus für den Missionär wurden aufgeführt. In der Mitte des Talkessels befand sich ein Teich, der, soweit man sich erinnerte, selbst zur Zeit der größten Dürre niemals austrocknete. Mit fünf Familien hatte man im Jahre 1876 den Anfang gemacht. Fünf Jahre später waren bereits 30 katholische Negerfamilien in Malbes angesiedelt. Ähnlich wie in den Reduktionen Südamerikas befolgte man eine passend festgelegte Tages- und Arbeitsordnung. Morgens wohnten alle der heiligen Messe bei und am Abend betete man gemeinschaftlich den heiligen Rosenkranz. Den Gedanken der Schaffung einer katholischen Negerkolonie wollte Comboni auch in Khartum verwirklichen. Diesem Vorhaben stellten sich indessen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, zunächst eine unerhörte Dürre im ganzen nördlichen Sudan und dann eine neu einsetzende große Sterblichkeit unter dem Missionspersonal und den Neubekehrten.

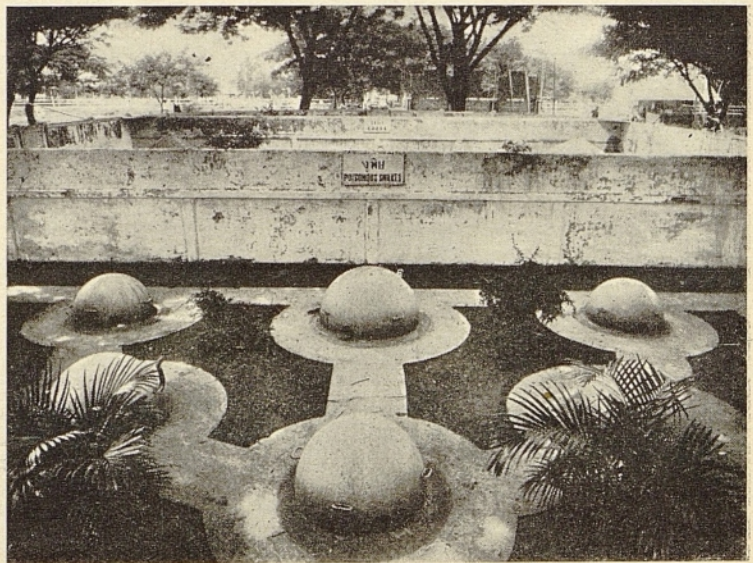
Schon während der Reise durch das nubische Niltal mußte der neue Bischof die verheerenden Folgen des völligen Mangels an Niederschlägen feststellen. Das Fruchtland war gänzlich ausgebrannt und glich der angrenzenden gelbbraunen Sand- und Steinwüste. Die Preise für die unentbehr-

lichsten Lebensmittel gingen sprunghaft in die Höhe und erreichten teilweise das Zehn- und Zwanzigfache der sonst üblichen Preise. Bei der Ankunft in Korosko hieß es, die Kamelreise seien verhungert und die Durchquerung der Wüste unmöglich. Nur infolge der besonderen Empfehlungen des Generalstatthalters Gordon, mit dem Comboni auf dem Wege von Assuan nach Schellal zusammengetroffen war, sowie der alten Freundschaft mit dem Oberhäuptling von Korosko gelang es dem Bischof und seinen Begleitern, wenigstens den dritten Teil der benötigten Reit- und Lasttiere, allerdings um einen sehr hohen Preis, zu mieten und die Reise fortzusetzen. Den durch Hunger erschöpften und mit Wunden bedeckten Kamelen konnte jedoch kaum die Hälfte der Lasten aufgeladen werden. Dennoch brachen einige auf der Reise zusammen und vermehrten die Zahl der Tierleichen, mit denen die Wüstenstrecke besät war.

Je weiter man nach Süden kam, desto erschreckender zeigten sich die Folgen der Hungersnot. Der Preis für den Kilozentner Getreide, der vorher 5 Taler betragen hatte, belief sich zuletzt auf 72 Taler. Für die gleiche Menge Durrah, die Hauptnahrung der Eingeborenen, zahlte man in einigen Gegenden statt 5 Franken bis zu 300

#### Eine Schlangenkolonie in Bangkok, Siam.

Die kuppelförmigen Gebilde auf unserm Bild stellen Behausungen für Schlangen dar. Giftschlangen haufen darin, die dem Pasteurinstitut Bangkok als Studienobjekte dienen. Es handelt sich vor allem darum, die Gegenmittel gegen die vom Schlangenbiß hervorgerufene Vergiftung herauszufinden. Die „Illustrated Weekly of India“ gibt die Zahl der Personen, die täglich in Indien an Schlangenbissen sterben, mit über 100 an. Im allgemeinen haben die Missionen wenig solcher Opfer zu verzeichnen. Vor einigen Monaten entdeckte ein katholischer Missionär von Duilon-Indien beim Zubettgehen eine dicke Kobra als unheimlichen Gast unter seinem Kissen. Zum Glück konnte das Tier keinen Schaden anrichten. (Fides.)



Franken und mehr. „Ich kann aus eigener Wahrnehmung“, schreibt der Diener Gottes, „das entsetzliche Elend bezeugen, das vielerorts herrscht. Der Hunger hat die Bevölkerung ganzer Dörfer dezimiert; die Bewohner genießen Gras, Pflanzenjamen und selbst Tierdünger.“ Man kann sich denken, welcher Kummer die Seele dieses feinfühligsten Mannes bedrückte. Er sah sich jetzt außerstande, das Missionspersonal selbst mit dem Notwendigsten zu versorgen. Die Oberin der Schwestern in El Obeid, die mit hohem Fieber krank darniederlag, äußerte das Verlangen nach im Wasser aufgeweichtem Brot. Man konnte aber in der ganzen Stadt kein Brot erhalten. Als Comboni davon hörte, kaufte er in Khartum 20 Säcke Getreide, konnte sie jedoch nicht nach El Obeid schicken, denn es fehlten zum Teil die Kamele, zum Teil die Treiber.

Noch weit unerträglicher als die Plage des Hungers waren die Qualen des Durstes. Wer jene heißen Länder kennt, der weiß, wie hoch dort ein Trunk Wassers geschätzt wird. Fast alle Brunnen Nordofans waren verstopft oder lieferten eine ganz unzureichende Menge der kostbaren Gabe, die nun auch um einen hohen Preis erstanden werden mußte. Öfters kam es vor, daß das Wasser, womit man sich morgens gewaschen hatte, aufbewahrt werden mußte, um damit im Laufe des Tages den brennenden Durst

zu stillen, denn nicht immer gelang es, das nötige Trinkwasser zu kaufen. Vier Monate lang konnte die Wäsche nicht besorgt werden. „Die Entbehrungen des Missionspersonals“, äußerte sich Comboni, „sind mit Worten nicht zu schildern. Die Negerkinder laufen zu den Missionären und Schwestern und verlangen stürmisch nach Wasser, um ihren glühenden Durst zu löschen. Erhalten sie es nicht, so heulen sie zum Steinerweichen. Ich möchte noch mehr sagen, aber die Feder entsinkt meiner Hand. Gott, der Herr, hat in das Buch des Lebens die Opfer eingetragen, die die Unfern in diesem verzehrenden Klima bringen müssen. Die Schwestern begeben sich schon um vier Uhr morgens auf den Weg zu einem fast fünf Stunden entfernten Brunnen, wo sie warten müssen, bis die Reihe an sie kommt und sie ihre Geschirre mit dem schwarzen, fauligen, ekelerregenden Wasser füllen können, das sie dann noch teuer bezahlen, denn für jeden Krug werden fünf Franken verlangt. Unter den versengenden Strahlen der Tropensonne treten sie dann den Rückweg in die Mission an, wo die Kinder mit Sehnsucht auf sie warten, um ein wenig von dem wertvollen Naß zu erhalten. Nicht selten machen die Schwestern den Weg am Nachmittage noch einmal und kommen dann in später Abendstunde todmüde heim. Zuweilen konnten sie sich eines halbverhungerten Esels bedienen, der jedoch



Katholische Mädchen aus Nordborneo bei Aufführung des Schauspiels „Fabiola“.



Zulumusikant. Die Frauen schlagen mit den Händen den Takt zum Liede.

vor Schwäche häufig zusammenbrach. Auch der Teich in Malbes trocknete aus. Man grub daher einen tiefen Brunnen, der etwas schmutziges Wasser spendete, das aber wiederholt gestohlen wurde, obschon zwei starke Männer als Wächter aufgestellt waren."

Allmählich ging den Missionären auch der Meßwein aus, so daß sie nur noch an den Sonn- und Festtagen das heilige Opfer feiern konnten. Fast das ganze Personal erkrankte mit der Zeit oder war doch gänzlich

erschöpft. Doch harrten alle unverzagt und unverdrossen auf ihren Posten aus. In all diesen Nöten war Bischof Comboni allen alles geworden, wiewohl er selbst körperlich und seelisch schwer litt. Dazu bedrückten ihn auch noch die finanziellen Sorgen. Die Schuldenlast des Vikariates wuchs von 46.000 Franken auf 70.000 an. Nach Gottes Willen sollten aber noch weit härtere Kreuze auf die Schultern seines treuen Dieners gelegt werden. (Fortf. folgt.)

## Umschau.

(Holland vorbildlich auf dem Gebiet der Missionstätigkeit.) Rom. — Eine Gruppe holländischer Katholiken, die in Padua an den Zentenarfeierlichkeiten zu Ehren des hl. Antonius teilgenommen hatte, wurde vom Papst in Privataudienz empfangen. Der Heilige Vater hatte Worte hoher Anerkennung für die Leistungen der holländischen Katholiken, sowohl auf dem Gebiete der katholischen Aktion wie vor allem auf dem Gebiete des Missionswesens. „Es ist wirklich eine erstaunliche Arbeit“, meinte Pius XI., „die Holland zugunsten der Missionen leistet.

Was das kleine Land, in dem die Katholiken sich noch dazu in der Minderheit befinden, an Missionsbemühen zahlenmäßig hervorbringt und an Beiträgen für die Sendboten Christi aufweist, streift ans Wunderbare.“

Mit berechtigtem Stolz darf dieses Wort aus dem Munde des Papstes die holländischen Katholiken erfüllen. In der Tat sprechen die Zahlen zu ihren Gunsten. Bei einer Gesamtbevölkerung von 10.000.000 treffen auf die Katholiken nur 36 Prozent. Dabei beläuft sich die Zahl der in den Gebieten der Propaganda arbeitenden holländischen Mis-

tionäre auf 2503. Auch auf dem Feld der Päpstlichen Werke nimmt Holland einen Ehrenplatz ein. Es steht mit seinem Beitrag von 2,489.499 Lire für das Werk der Glaubensverbreitung an fünfter Stelle und wird nur von den Vereinigten Staaten, Italien, Frankreich und Belgien übertroffen. Für das Werk des heiligen Apostels Petrus zur Heranbildung des eingeborenen Klerus bringt Holland 2,940.945 Lire auf und steht somit an der Spitze.

**Asien.** (Opfer des Schlangengiftes in Indien.) Ugra. — Furcht und Aberglauben halten bis heute den

Schlangenkult in Indien aufrecht. Es gibt Sekten, wie die Sidharias und Samperias in der Umgegend von Kalkutta, welche von der Jagd und dem Verkauf der Schlangen leben. Abnehmer sind vor allem die zum Zigeunerstamm gehörenden Zauberer, bekannt unter dem Namen der Rats. Diese Verehrung der Reptile kommt aber den Indern äußerst teuer zu stehen, wie die letzten Statistiken der „Illustrated Weekly of India“ aufweisen. Ihnen zufolge sterben jährlich 2000 Personen, das ist im täglichen Durchschnitt über sechs, als Opfer wilder Tiere. Durch Schlangengift gehen aber täg-



Ligg Jasu, der Exkaiser von Äthiopien.

Er hat in diesem Jahre wieder viel von sich reden gemacht, Ligg Jasu, der 1913 Menelik II. auf den äthiopischen Kaiserthron folgte, dann aber von den „Ras“ besiegt, abgesetzt und eingekerkert wurde (1917). Nach 15jähriger Gefangenschaft gelang es ihm, als Frau verkleidet, in die Berge von Goggiam zu fliehen, wo er noch viele mächtige Parteiläufer hat.

Das Bild zeigt uns Ligg Jasu zu Füßen seines Vaters, des Negus Michael, der im Kampf um die Sache seines Sohnes im Jahre 1916 fiel.

Äthiopien unterhält zur Zeit gute Beziehungen zum Heiligen Stuhl; in Kassa arbeiten die Turiner Missionäre della Consolata und unter den Galla französische Kapuziner.

lich allein 100 Menschen zugrunde. Ein Vernichtungskampf gegen die Schlangen kann nur Erfolg haben, wenn er Hand in Hand geht mit der Ausrottung des heidnischen Aberglaubens.

(Der Ausatz in Travancore.) (Südindien.) Quilou. — Nach der Schätzung von 1931 gibt es im Staat Travancore (Indien) 2789 Ausätzige (2037 männliche und 752 weibliche). Das bedeutet gegenüber 1921, wo 2058 Fälle gemeldet wurden, eine Zunahme (vor allem in den Küstengegenden) um 731. Die wirkliche Zahl ist sicherlich viel größer, als die amtlichen Aufstellungen besagen; denn die Anmeldung der Krankheitsfälle ist nicht vorgeschrieben, so wenig wie die Absonderung der Leprosen in Asyl obligat ist. Da alle derartigen Institute im Staat ungefähr 400 Patienten fassen, laufen in dem kleinen Travancore zwischen 2000 bis 3000 Ausätzige frei auf Straßen und Plätzen umher. Das Regierungszahl zu Trivandrum, welches den Schwestern vom heiligen Kreuz übertragen ist, kann 300 Patienten aufnehmen.

(Aberglauben und Glauben in Indien.) Indien, das Land der Träume, der prachtvollen Pagoden, der heiligen Seen, die Wiege großer Philosophen und der Tempel des Brahmanentums, stellt zugleich den blühendsten Garten krassen Aberglaubens dar. Nicht selten gibt sich auch in den westlichen Ländern, vor allem bei den wenig gebildeten Klassen, als Religion aus, was in Wirklichkeit nur praktisch angewandter Aberglaube ist. Natürliche Vorgänge und Erscheinungen unbekannter Herkunft werden in Indien häufig dem Eingreifen dieser oder jener Gottheit zugeschrieben. Die Einzelheiten, die ein Missionär von Cuttack hierüber mit gewollter Beschränkung auf das pathologische Gebiet bringt, sind höchst merkwürdig.

„Die Epilepsie“, so berichtet P. Guemes, „gehört zu den meistgefürchteten Krankheiten bei den Bewohnern unserer Gegend und wird immer der plötzlichen Beseffenheit durch den Dämon zugeschrieben. Das ist der Grund, warum wir auf unseren apostolischen Reisen häufig derartige Kranke antreffen, die von ihren Angehörigen verlassen sind. Eines Tages stieß ich auf einen 12jährigen Kna-

ben, der ins Feuer gefallen war und die beiden Füße verbrannt hatte. Sein Zustand war so bedenklich, daß er nach drei Tagen starb. Was war geschehen? Der Junge war Epileptiker; während er sich mit seinen Eltern am Herdfeuer befand, bekam er einen Anfall. Da ergriffen seine Eltern sofort die Flucht und ließen ihn liegen mit den Füßen in den Flammen. Sie kehrten erst zurück, als der Unglückliche das Bewußtsein wieder erlangt hatte. Wie erklärt sich nun das unmenschliche Verhalten der Eltern? Ganz einfach: Sie glauben, ein böser Geist habe sich ihres Sohnes bemächtigt, und sie eilten ihm erst zu Hilfe, als er wieder zu sich kam und ihn der böse Geist verlassen hatte, in dessen



Theresa, ein Eskimomädchen, ist Organistin an der Kirche von St. Mary's Igloo in Alaska. Sie begleitet die Kinder beim Gesang der religiösen Lieder in der Eskimosprache. — In Alaska bestehen zur Zeit 14 Schulen, von Ordensfrauen geleitet und von über 600 Zöglingen besucht. Im Gebiet der Eskimo arbeiten die Schwestern von der göttlichen Liebe (genannt von der Vorsehung) aus Montreal, die Schwestern von der hl. Anna aus Lachine, die Ursulinen und die Schwestern des hl. Josef vom Frieden. (Fides.)



Dualajrau.

Klauen auch sie zu fallen fürchteten. Um dessen Wut zu stillen, opferten sie ihm ein Huhn und ein Ferkel und banden dem Kranken ein Amulett ans Knie, das aus dem Samen Korn eines Baumes bestand, der den Namen „Balua“ führt.

Zweites Beispiel. Es war im März. In Mohana kam eine junge Frau auf mich zu und bat um Almosen, deren Außeres darauf hinwies, daß sie der „Rhonda“-Kaste angehörte. „Wer bist du?“ fragte ich sie. — „Ich bin eine Frau der ‚Rhonda‘-Kaste und lebe von Almosen.“ — „Und wie bist du in diesen traurigen Zustand geraten?“ — „Ach Herr, ich leide an ‚apororogo‘ (sündhafter Krankheit) und so hat man mich aus Haus und Dorf verjagt.“ Ich begriff sofort, daß es sich um einen Fall von Epilepsie handelte. Bei verschiedenen Gelegenheiten kam ich ihr zu Hilfe. Aber an einem Novembertage

meldete mir der Diener unserer Missionsstation, die unglückliche „Rhonda“-Frau sei ins Feuer gefallen und mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert worden. Am folgenden Tage nach der heiligen Messe wollte ich die Kranke besuchen. Aber es war schon zu spät. Die Nacht zuvor hatte man die arme Bettlerin aus dem Hospital entfernt; ihr Leib lag auf der Ebene, größtenteils von den Schakalen aufgezehrt. Ich mußte Tränen vergießen vor Mitleid.

Wie, so frage ich mich, konnte man solche Grausamkeit begehen? Aber ich kannte die Denkweise dieser armen Leute und ihren starken abergläubischen Wahn und ich werde mich auch diesmal kaum in meiner Annahme getäuscht haben. Sie sahen, die arme Patientin war dem Tode nahe. Angestellte und Krankenschwäger fürchteten nun, der böse Geist könnte sich im Bereich des Hospitals festsetzen, wenn er die „Rhonda“ verlassen habe. So entstand der Wunsch, die Kranke auf das nächste Feld hinauszuschaffen. Als ich an den traurigen Ort kam, gaben zwei Polizisten Befehl, die Überreste der Fallstüchtigen auf einem Karren in den Busch zu transportieren. Soviel ich hörte, hat weder Erdigung noch Verbrennung stattgefunden. Die wilden Tiere haben die Bestattung übernommen. So endigte das Leben der armen „Rhonda“, die mehr ein Opfer der törichten religiösen und abergläubischen Wahnvorstellung ihrer Verwandten und Landsleute, als ihrer Krankheit war.

Nur das Licht des Evangeliums kann die schwarze Finsternis des Aberglaubens von dem armen Indien nehmen; nur aus dem Evangelium und nicht aus den Büchern der Bedas empfangen Indiens Bewohner das wahre Wissen.

(Wucherer als Förderer des Mädchenhandels in Japan.) Sapporo. — Wie sehr in Japan auch heute noch der schamlos ausgeübte und gedulbete Wucher die öffentliche Moral untergräbt, zeigt folgendes unwiderprochen gebliebene Beispiel, das die japanische Zeitung „Osaka Mainichi“ in ihrer Nummer vom 19. Dezember 1931 brachte.

Herr Shibata aus Kobe war in die Neze des Herrn Hayashi aus der gleichnamigen Stadt geraten, nachdem er von letzterem 150 Yen geliehen hatte. Auf den festgesetzten

Termin konnte der arme Shibata bei dem schlechten Geschäftsgang nicht zurückzahlen, und eine weitere Frist wollte der Geldverleiher um keinen Preis zugestehen. Warum? Man höre und staune: Der Wucherer wußte genau, daß Herr Shibata eine reizende Tochter in blühendem Alter hatte, und darauf hatte er von Anfang an sein Geschäft gegründet. So rückte er mit dem Vorschlag heraus, das Mädchen an jemand zu verheiraten, der die Summe sofort bezahlen könnte. Was half es, daß das Mädchen sich entschieden weigerte; der Vater war mit dem Plan einverstanden und der allmächtige Hayashi setzte einfach die Heirat fest. Die Hauptsache war: der Bräutigam hatte ihm versprochen, die Schuld des künftigen Schwiegervaters zu bezahlen als Preis für die Hand der schönen Tochter. „Doch mit des Geschickes Mächten . . .“ Nach der Hochzeit gestand der Bräutigam — hatte nun die Hochzeitsfeier zuviel gekostet oder fehlten ihm von Anfang an die Barmittel —, er sei nicht in der Lage, die Schuld zu decken.

Der Wucherer ist wütend, aber ein Mann seines Schlages läßt sich nicht pressen. Es gelingt ihm, die Braut zu entführen und in ein Zimmer einzusperren. Dem erbitterten Manne ließ er sagen, er möge kommen und die Schuld bezahlen, dann könne er seine Frau wieder heimholen. Sei die Sache nicht

vor dem 16. Dezember erledigt, so würde seine Frau verkauft. In Japan weiß man, daß mit Wucherern nicht zu spaßen ist.

Der Bräutigam tat alles, um das Lösegeld aufzubringen, aber umsonst. In seiner höchsten Not zeigte er den ganzen Vorgang bei der Polizei an. Wird nun der strafende Arm der heiligen Hermandad eingreifen und dem Wucherer geben, was ihm gebührt? Der Bräutigam hofft bestimmt darauf, der Berichterstatter der Zeitung, Herr Amanojaku, bezweifelt es. Das hieße ja in ein Wespennest greifen. Mit demselben Recht müßten tausend andere Wucherer vor den Kadi zitiert werden; denn nun kommt der Höhepunkt. Wir erfahren, daß es bis heute allgemein Brauch bei dem Gewerbe der Geldverleiher ist, ihren Schuldnern, besonders zahlungsunfähigen Bauern in den Landbezirken, die Töchter wegzunehmen und sie zu verkaufen.

Wir haben dem Bericht der Zeitung nur das eine hinzuzufügen, daß es dem Staat, der schon so viele Beweise seines Wohlwollens den katholischen Missionen gegeben hat, und diesen letzteren selbst gelingen möge, mit solchen Zuständen aufzuräumen, über deren Berwerflichkeit kein Wort zu verlieren ist, mögen sie im alten Europa oder im aufstrebenden Japan sich vorfinden.

(Fides-Korrespondenz.)

## Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.\*

(Schluß.)

„Eine unsterbliche Seele — auch die des Stoffes — ist alles wert, auch das Lebensopfer einer Ruth Seltors!“ sprach sie leise, als sie alle noch am Grabe standen.

„Haben wir nicht ehrlich mit dem Herrgott geteilt?“ sagte Reinert verhalten.

„Und doch nichts verloren“, sprach verstonnen Schwester Lioba.

„Mir ist manchmal, als sei sie gar nicht von uns gegangen“, flüsterte Melitta leise. „Sommer sehe ich sie noch mit ihrem lieben Lächeln zwischen unseren Kleinen. Die Armsten hatte sie ja stets am liebsten. — Aber, wir wollen sie doch nun dem Herrgott gön-

nen — und ihr das Ausruhen. Sie war doch manchmal so müde. Aber das durfte keiner wissen. Einer aber hat's gewußt . . .“

Am anderen Tage reiste Schwester Lioba in ihr Kloster zurück.

Und acht Tage später an Bord der „Victoria“ der neuen Heimat entgegen.

Ein Tag kam, da stand Schwester Lioba wieder an einer Gruft, an der die Erinnerung ihre heilig-innigen Fäden spann von Seele zu Seele. Ein Rauschen ging durch die himmelanstrebenden Waldbriesen, als wußten sie um große Geheimnisse zwischen Gott und seinen Menschenkindern.

Eben war das Schwesternhaus feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung überge-

\* Druck und Verlag der Bonifatius-Druckerei in Paderborn.

ben worden. Durch die Palmen auf Bruder Mehrens Grab war ein Fächeln gegangen, als die junge Christengemeinde in Prozession vom Kirchlein zum kleinen Friedhof zog, damit auch der schlafende Missionär Anteil an der Feier habe und als verklärter Schutzgeist der Mission das neue Werk segne. Er hatte ja selbst die ersten Bausteine zusammengetragen, als er noch als Baumeister Gottes hier wirkte und schaffte.

Der letzte Klang des Glöckleins war verhallt, die letzte Rothaut in den dunklen Buschwegen verschwunden. Noch stand Schwester Lioba mit ihren Gefährtinnen an der stillen Gruft unter den Palmen. Die Überfülle der Empfindungen zog sie in die Knie.

„Ob dies der Friede ist, den die Welt nicht geben kann?“ sprach eine Stimme neben ihr. Vater Werner war es, der noch ein Kind getauft hatte und nun heimgehen wollte.

„Diesen kleinen Gottesgarten hat unser Missionsbruder noch selbst geschaffen“, fuhr Vater Werner fort und deutete auf die mit einem einfachen weißen Zaun eingefriedete

Stätte geweihter Erde. „Er ist selbst das erste Samenkorn geworden.“

„Der Sohn des ruhelosen Meeres hat eine gute Heimstatt gefunden“, sagte Schwester Lioba leise, ihr Missionskreuz in der Hand.

„Für uns ist noch froher Erntemittag. Die Ernte wird immer größer. Das Garbenheimtragen wird einmal herrlich sein; aber wir wollen doch einstweilen nur ans Samenstreuen denken.“

Alle stimmten mutig und lächelnd bei.

Leuchtend schied an diesem Abend die Sonne von der stillen Tropenwelt. Friede war in den Hütten und Herzen der Urwaldkinder — Friede in den Zellen und Seelen der von geheimnisvoller Gnadenwahl Geweihten, Friede fächelte die Palme über dem Hügel des verklärten Kämpfers.

Selbst durch das dunkle Rauschen der alten Bäume über den Gräbern der einstigen Gottesfeinde ging der Flügelschlag des Veröhnungsendels und ein Gotteshauch aus Reichen ewigen Erbarmens:

„Pax vobiscum!“ — „Friede sei mit euch!“



Schriftleitung und Verwaltung der Zeitschrift wünschen allen Beziehern und Lesern ein **gnadenreiches Weihnachtsfest und ein gottgesegnetes Neujahr!**



## Bücherbesprechungen.

**Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau, Baden.**  
**Bücher unterm Christbaum!**

Warum gerade Bücher zu Weihnachten? Weil man mit Büchern schöner und dauernder als mit irgend etwas anderem dem Beschenkten zeigen kann: „Ich kenne deine Art, ich weiß, was dir lieb ist, ich verstehe, daß du bei der Weihnachtsgabe nicht zuerst nach dem Geldeswert fragst, sondern als Mensch, als Persönlichkeit beschenkt werden willst!“

Da aber sehr viele nur deswegen sich nicht zu einer Buchgabe entschließen, weil sie auf die Frage „Was?“ keine genaue Antwort haben, wollen wir hier eine kleine Reihe echter Weihnachtbücher aufzählen und kurz beschreiben, aus denen fast jeder das ihm Notwendige finden wird.

Beginnen wir mit der Jugend! Dr. Ely Reiningger schrieb Geschichten aus der Bibel für die ganz Kleinen (Iart. Nr. 1.40). Hier ist endlich kindlich gesagt, was dem Kind aus dem „Buch

der Bücher“ verständlich und förderlich sein kann — für Mütter zum Erzählen oder Vorlesen, für die Kinder zum Betrachten der hübschen Bilder. Die Geschichte vom Jesuskind (Nr. 3.60) hat Wilhelm Straub aufgeschrieben, auch für die Kleinen. In der Reihe „Heiliges Leben für Kinder von heute“ ist als neuer Band Die Geschichte des hl. Philippus Neri (Nr. 2.80) von Helene Pagés erschienen. Das Leben des heiligmägigen Kindes Maria Filippetto beschrieb Ernst Wagner im gleichnamigen Buch (Nr. 3.—). Es zeichnet sich durch Schlichtheit und Eindringlichkeit aus — Eigenschaften, die ihm den Weg zum Kind ebnen werden.

Noch einmal zurück in die kunterbunte Abenteuer- und Märchenwelt des Kindes: Abenteuerliche Reise des kleinen Schmiedledik mit den Zigeunern (Nr. 3.40). Elisabeth Walter schuf mit diesem Buch ein Gegenstück zum Niels

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Kongregation der Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu. Verwaltung: Missionshaus „Maria Fatima“, Post Unterprenschätten b. Graz, Stmf. Verantwortlicher Redakteur für Österreich: P. Alois Wülfing, F. S. C., Generalassistent, Missionshaus „Maria Fatima“, Post Unterprenschätten bei Graz; für Deutschland: P. Heinrich Wohnhaas, F. S. C., Missionsseminar St. Josef, Ellwangen-Jagst, Württemberg. — Universitäts-Buchdruckerei „Styria“, Graz.